

Zur aktuellen Hochschuldebatte

Gedanken von oUProf. Dr. Reinhard Haberfellner
(Beitrag in der Studentenzeitschrift Babenberg-CONVENT 7/2010)

Die aus meiner Sicht wichtigsten Themen für eine Hochschuldiskussion wären: 1) Freier, ungehinderter Studienzugang? 2) Studiengebühren? 3) Bachelor-Master-System? und 4) Autonomie der Universitäten?

Ich äußere mich zu den oben genannten Punkten als derzeit noch aktiver, aber bald emeritierter Professor an der TU Graz, der verschiedene renommierte ausländische Universitäten auch von innen kennt (ETH-Zürich, MIT, Harvard Business School, Stanford University, Kelloggs), der verschiedene akademische Funktionen innehatte (Dekan 1983-85, Rektor 1987-89, Dekan 2004-05) und deshalb die Vorgehensweisen, Meinungsbildungs- und Abstimmungsprozesse wenigstens an unserer Universität gut kennt. Ich vertrete ausschließlich meine persönlichen Ansichten und Einschätzungen und bilde mir nicht ein, für die TU Graz oder gar für alle Universitäten zu sprechen.

1) Ich finde den **freien** und mit keinerlei Auflagen versehenen **Zugang** zu einer Universität nicht richtig und glaube, dass sowohl in quantitativer als auch in qualitativer Hinsicht über Zugangsbeschränkungen ernsthaft nachgedacht werden muss:

a) Quantitativ: Die Universität kann und soll nicht Auffangbecken für Studierende in Massenstudienrichtungen sein, die sehr schlechte Berufsaussichten haben (an den Technischen Universitäten ist es die Architektur). Da wird es sinnvoll sein, sich auf die leistungsfähigsten und leistungswilligsten Studierenden zu konzentrieren. Und es hätte keinen Sinn, die Ausbildungskapazitäten in diesen Studienrichtungen zu erweitern. Ich weiß, dass nicht alles was hinkt, auch ein Vergleich ist, aber: Was wäre, wenn ein Grossteil unserer jungen Burschen Mechaniker und die Mädchen überwiegend Friseurinnen werden wollen, die einschlägigen Ausbildungsstellen aber voll besetzt wären und man keine Ahnung hätte, was man mit so vielen Mechanikern und Friseurinnen auf dem Arbeitsmarkt machen sollte? Würden wir für die Erweiterung der Ausbildungskapazitäten, oder für die Schaffung spezieller Ausbildungseinrichtungen für Mechaniker- und Friseurlehrlinge plädieren? Ich vermute nein, wir würden das für unvernünftig halten. Aber warum sollte es bei unserer akademischen Jugend so ganz anders sein?

b) Qualitativ: Wie können wir von Elite, Exzellenz, internationalem Renommee etc. sprechen, wenn die Universitäten jede Person, die ein Maturazeugnis vorweisen kann, zum Studium zulassen müssen? Exzellenz ist nicht gratis und geht nur, wenn man sich getraut, Maßstäbe hins. der Qualität zu setzen. Ohne verallgemeinern zu wollen, meine ich, dass auf Maturazeugnisse nicht (mehr) wirklich Verlass ist, diese aber das Qualitätsattest für den Eintritt in die Universität darstellen. Vor allem in den niedrigen Semestern trifft man Studierende, bei denen man sich ernsthaft fragen muss, wie sie zu einem Maturazeugnis kommen konnten. Ein Kleinunternehmer aus Weiz hat mir vor einiger Zeit ein Bewerbungsschreiben eines TU-Studenten geschickt, der sich bei ihm um eine Ferialpraxis beworben hat. Er hat gemeint, dass er einen Hauptschul-Absolventen, der sich mit einem derartigen Brief um eine Lehrstelle bewirbt, auf keinen Fall nehmen würde. Und der Kerl hat ein Maturazeugnis einer österreichischen HTL gehabt.

Über die Art, wie die Universitäten die Eingangsselektionen machen sollten, kann man diskutieren. Ich bin nicht für einen „numerus clausus“ auf Basis des Maturazeugnisses und auch nicht für eine Aufnahmeprüfung. Ich halte eine anspruchsvolle Studieneingangsphase für das bessere Instrument. Eine Phase, in der Anforderungen gestellt, die leistungswilligen und leistungsfähigen Studierenden belohnt und motiviert werden. Und solche, die beides nicht

sind, möglichst bald aufweckt werden, indem man ihnen bewusst macht, dass wir uns nicht als eine Anstalt zur Persönlichkeitsfindung oder -entwicklung mit begleitender technischer Ausbildung verstehen. Vielmehr haben sie bei uns die Chance, eine gute Ausbildung zu erhalten, die auch international anerkannt ist, die ihnen gute Berufschancen eröffnet, die viel Geld kostet, welches auch von Gleichaltrigen aufgebracht wird, die keine Möglichkeit zum Studium haben. Diese Chance sollten sie ohne Zögern und ohne Wehleidigkeit nutzen.

Anmerkung: An der ETH Zürich, wo ich mein Doktorat gemacht habe, muss man am Ende des 1. Studienjahres zur Vordiplomprüfung antreten. Besteht man sie, heißt das „Gratuliere, Du hast damit bereits ein Fünftel Deines Studiums geschafft“. Besteht man sie nicht, dann hat man eine 1-malige Möglichkeit zur Wiederholung, die mit 1 Jahr limitiert ist. Bei Erfolg: „ok, Du bist wieder dabei“. Besteht man sie nicht, so heißt das: „Entweder willst Du nicht oder kannst Du nicht. In beiden Fällen haben wir keinen Platz mehr für Dich“. Die Konsequenz ist, dass sich die Studierenden bereits gut überlegen, ob sie an die ETH gehen wollen und dass sie gleich beginnen, mitzulernen, damit sie drinnen bleiben können. Und: ein evtl. drop-out findet schon sehr früh statt. Die Mehrzahl der Verbleibenden schließt ihr Studium im 10. Semester ab. Ich kenne die aktuellen ETH-Zahlen nicht, weiß aber, dass die Drop-out-Quote immer schon deutlich niedriger als bei uns war. Warum? Weil die Regeln klar und nicht verhandelbar sind. Ich beginne mein Studium mit dem Bewusstsein, dass ich eine tolle Chance habe, die ich aber auch wollen und nutzen muss, wenn ich in dieses System eintreten und drinnen bleiben will. Niemand ist böse, wenn ich nicht komme.

2) Die **Studiengebühren** waren in meiner Wahrnehmung an unserer Universität kein Problem mehr, sie waren allgemein akzeptiert. Sie wurden nicht lauthals gepriesen, aber man ist damit zu Recht gekommen. Gute Chancen für Alle, die begabt und leistungsbereit sind, sollten dabei aber eine Selbstverständlichkeit sein. Die Abschaffung der Studiengebühren kurz vor den letzten Nationalratswahlen war eine opportunistische Aktion der Sonderklasse, bei der sich der Koalitionspartner SPÖ gemeinsam mit allen Oppositionsparteien gegen die ÖVP durchsetzen konnte.

Ich meine, dass Studiengebühren zu gegebenem Zeitpunkt wieder eingeführt werden sollten. Natürlich begleitet von einem entsprechenden Stipendiensystem für finanziell nicht so Leistungsfähige.

3) Die **Bachelor-Master-Regelung** sehe ich differenziert: Sie hat die **Mobilität** ohne Zweifel gefördert, die gegenseitige Anrechnung zwischen verschiedenen Universitäten ist leichter und transparenter geworden. Ich kann den schon mehrfach gehörten Vorwurf nicht bestätigen, dass die Anrechnung wegen der nicht identischen Studienpläne schwieriger geworden ist. Ich halte es aus zwei Gründen nicht für notwendig und auch nicht für realistisch und erstrebenswert, europaweit identische Studienpläne zu haben. Wer sollte die denn machen? Wie sollten sie koordiniert und verändert, angepasst werden. Man verlangt doch keine 1:1-Identität der Fächer, es geht vielmehr darum, zu beurteilen, ob die Inhalte zu der Studienrichtung passen und hins. des Leistungsumfangs ungefähr gleichwertig sind. Würde die letztgenannte Bestimmung nicht gelten, hätten die Studierenden ja schnell jene Universitäten identifiziert, die in bestimmten Fächern die geringsten Anforderungen stellen. Und diese wären sofort überlaufen. Das Erasmus-Programm stellt Mittel zur Verfügung, die für einen Auslandsaufenthalt genutzt werden können und bei unserer Studentenschaft auch in großem Umfang in Anspruch genommen werden. Durch die im Zusammenhang mit der Bachelor-Regelung eingeführte Verschärfung der Leistungsanforderungen in zeitlicher Hinsicht besteht überdies ein häufig beklagter, aber in Wirklichkeit gar nicht allzu großer **Leistungsdruck** in terminlicher Hinsicht. Ich schlage unserer studentischen Jugend einmal die folgende Überlegung im Zusammenhang mit der Ermittlung der Lernkapazität vor: Wenn Studierende bereit sind, 8 Stunden pro Tag, 5 Tage pro Woche ihrem Studium zu widmen und sich mit einem Urlaubsanspruch von 4 Wochen begnügen, meine ich, dass die meisten

Studien sogar in Mindestzeit zu absolvieren sind. Das sind die Bedingungen, die berufstätige Gleichaltrige haben. Wenn man meint, dass diese Zeiteinteilung nicht verträglich mit einem angemessenen studentischen Leben wäre, könnte ich das durchaus verstehen. Wir sollten aber aufhören, die weitere Diskussion unter dem Titel Leistungsdruck führen zu wollen.

Erhöhung der Akademikerquote als Erwartung an die Bachelor-Regelung? Natürlich hängt die Beurteilung eines Systems immer von den Erwartungen ab, die man damit verbindet. Wer sich vom Bachelor-System eine Erhöhung der Akademikerquote erhofft hat, wurde sicherlich enttäuscht. An der TU Graz machen fast alle Studierende, die den Bachelor erreichen, weiter und in der Folge auch den Master. Nur wenn man jeweils beide Abschlüsse in eine Statistik aufnimmt, wäre das Ziel der Erhöhung erreicht – um den Preis einer bildungspolitischen Augenauswischerei.

Die Ursachen dafür, dass dieses Ziel nicht erreicht wurde – und vermutlich nicht erreicht werden kann, sind vielfältiger Art: a) Die meisten Bachelor-Studienpläne sind für Zwischenabschlüsse mit Berufsfähigkeiten gar nicht geeignet. b) Weder die Wirtschaft, noch die öffentliche Verwaltung hat sich in irgendeiner Art auf die berufliche Eingliederung von Bachelors vorbereitet (hängt sicherlich auch mit a) zusammen). c) Die Fachhochschulen, die man sehr gut in ein Gesamt-Ausbildungssystem hätte integrieren können, wurden als Thema für sich allein betrachtet und von manchen als willkommene Konkurrenz für die „welfremden Universitäten“ gesehen.

Zu a) und b): Die Bildungspolitiker, die das Bachelor-System beschlossen haben, hätten gleichzeitig auf dem anglo-amerikanischen System der 2-stufigen Ausbildung bestehen sollen: Ein Bachelor (= undergraduate study) als Zwischenabschluss, der Berufsfähigkeiten vermittelt, gibt viel Sinn, wenn in logischer Konsequenz die Ausbildung umstrukturiert wird. Auf einen einfachen Nenner gebracht, würde das für eine TU bedeuten: Bachelor = Theorie I (Grundlagen) plus Anwendung I (einfachere Anwendungen). Master = Theorie II (vertieft) plus Anwendungen II (anspruchsvollere). Diese Konzepte hätten mit der Praxis besprochen und gemeinsam verabschiedet werden müssen. Die Praxis (Wirtschaft und Verwaltung) hätte sich auf die Aufnahme der zu erwartenden Absolventen vorbereiten müssen. Der größere Teil der Bachelors wäre für den unmittelbaren Berufseinsatz in der Praxis gedacht und nur die besonderen Interessierten und Begabten würden ins Masterstudium (= graduate study) eintreten.

Was aber haben wir gemacht? Die meisten Studienrichtungen an den Technischen Universitäten haben den Bachelor nicht als Zwischenabschluss mit Berufsfähigkeiten gesehen, sondern als „Scientific Bachelor“ definiert. Damit ist die alte Struktur nur mit neuen Namen versehen worden, die Logik des Studienablaufs aber unverändert geblieben. Jetzt besteht die Bachelor-Ausbildung (wie früher die ersten Studienabschnitte) überwiegend aus den theoretischen Grundlagen und erst im Master-Studium kommen die Anwendungen, d.h. die Einsicht, wozu man das alles brauchen kann. So war das frühere Diplomstudium auch strukturiert. Ein Abgehen von der alten Logik „Kusch und lerne, wirst später schon verstehen, wozu man das alles braucht“ wäre nach meiner didaktischen Auffassung sehr sinnvoll gewesen.

Zu c): Ein ganz wesentliches Hindernis für eine vernünftige Neuplanung lag m.E. aber auch darin, dass man es verabsäumt hat, die Bologna-Idee mit der Einführung der **Fachhochschulen (FHS)** gedanklich zu verbinden. In einem vernünftigen Gesamtkonzept hätte man die FHS mit der Bachelor-Ausbildung beauftragen können. Die eher praktisch veranlagten Bachelors gehen sofort ins Berufsleben, die besonders Begabten und wissenschaftlich Interessierten gehen für ein Master-Studium an die Universitäten. (Anmerkung: Zur besseren Nutzung der vorhandenen Lehrkapazitäten hätte man einen kleinen Teil der gesamt-österreichischen Bachelor-Ausbildung auch an den Universitäten

vorsehen können. Natürlich nach dem gleichen Konzept: Vorbereitung für eine Berufstätigkeit und/oder einen Eintritt in die Masterstufe).

Was aber haben wir heute? Fachhochschulen wurden in großer Zahl neu errichtet und deren Absolventen, die Dipl.-Ing. (FH) sehen sich in Konkurrenz zu fachlich ähnlich positionierten Universitätsabsolventen – und umgekehrt. Ich habe mindestens 10 Anfragen bekommen, an Fachhochschulen mein Fach Unternehmensführung – zusätzlich zur Universität - zu unterrichten. Auch dort, wo ehemalige Assistenten der TU schon unterrichten. Ich habe immer abgelehnt, weil ich die Systeme nicht vermischen will (ein BMW-Ingenieur arbeitet in seiner Freizeit auch nicht für VW). Der Grund, warum sie mich wollten, ist auch klar: Wenn die FHS argumentieren kann, dass sie die gleichen Lehrer wie die Universitäten hat, wird sie dadurch auch „gleichwertiger“.

Fachhochschulen haben eine Eingangsselektion, die anfänglich wegen des großen Zustroms auch nötig war, Universitäten haben überwiegend keine. Fachhochschulen haben teilweise Studiengebühren, Universitäten keine. Manche Fachhochschulen wollen in der Forschung aktiv werden, oder sind es schon, manche wollen das Promotionsrecht (vor allem in Deutschland) u.a.m. Fachhochschulen sind damit vielfach nicht mehr als eine sinnvolle Ergänzung unserer Bildungslandschaft zu sehen, sondern versuchen sich als leistungsfähiger Konkurrent zu positionieren. Für ein Land, das genügend Mittel für beide Wege zur Verfügung stellen kann und will, ist eine derartige Situation weniger problematisch. Wir alle wissen, dass wir ein solches nicht sind. Dabei brauchen sich die Universitäten in der direkten fachlichen Auseinandersetzung nicht von den FHS bedroht zu fühlen. Obwohl diese eine Eingangsselektion haben, werden sie keine besseren Absolventen hervorbringen können und zwar im Wesentlichen wegen des Lehrkörpers, den sie haben. Die FHS sind viel zu schnell gewachsen, sie mussten schnell Lehrpersonal rekrutieren, die Auswahl der Professoren ist viel weniger selektiv und oft nur auf den regionalen Personalmarkt beschränkt. Die Professoren an den Universitäten sind m.E. hins. der fachlichen Tiefe ihrer Kompetenz deutlich im Vorteil. Wenn man argumentiert, dass die Fachhochschulprofessoren im Gegenzug mehr Praxiswissen hätten, dann wäre das ja nur ein Argument dafür, Ihnen die Bachelor-Ausbildung zu übertragen.

Insbesondere an Technischen Universitäten wird bisweilen gegen das Bachelor-Master-System angeführt, dass die (europäische) Dipl.-Ing.-Ausbildung ohnehin viel besser war. Man brauche sich nur die Autos anzusehen, die englischen und amerikanischen im Vergleich zu den deutschen. Da sehe man, was Diplomingenieure könnten und was herauskomme, wenn man Bachelors und Masters an die Sache heranlasse. Ich halte diese Argumentation nicht für besonders fundiert: die Ansprüche der Kunden und des Marktes sind hier viel wichtigere Bestimmungsgrößen als die Ausbildung der Ingenieure. Denn die US-Bachelors und –Masters haben nicht nur weniger gute Autos entwickelt. Sie haben die Computerindustrie, die Informations- und Kommunikationstechnik, die Flugzeugindustrie, die Mondlandung u.a.m. zustande gebracht. Wollen wir den Vorsprung der Amerikaner auf diesen Gebieten auch dem Ausbildungssystem zuschreiben? Und wie ist es mit den Japanern, die ebenfalls ein Bachelor-Master-System haben? Wir sollten uns außerdem mit dieser Frage nicht lange aufhalten, denn mit unserer Form der Trennung zwischen Bachelor und Master haben wir ja im Grunde die Grundstruktur des alten Diplomstudiums noch immer. Und außerdem ist der Bologna-Bachelor jetzt europäische Realität und sicherlich nicht ohne weiteres rückgängig zu machen¹.

¹ Leider ist er nicht kompatibel mit dem amerikanischen, da er nur 6 statt 8 Semester umfasst.
Nebenbemerkung: die Maschinenbau-Fakultät der TU Graz konnte bis vor kurzem - nach Absolvierung der 1. und 2. Diplomprüfung nach dem 7. Semester plus einiger Zusatzprüfungen – ein Bachelor-Zeugnis ausstellen, das einem kanadischen Bachelor gleichwertig war. Dazu wurde unsere Ausbildung von einer kanadischen Akkreditierungseinrichtung (CEAB) in einem aufwendigen Verfahren, das alle 4 Jahre zu wiederholen ist,

Und nicht zuletzt halte ich es gar nicht für so entscheidend, welches System wir haben. Beide Systeme haben Vor- und Nachteile. Wenn wir uns bemühen, können wir Studierende nach beiden Systemen gut ausbilden. Immer wieder aufgewärmte System-Diskussionen sind unergiebig, brauchen viel Energie und bewirken wenig. Das ist keine bildungspolitische Resignation meinerseits, sondern hat folgenden Hintergrund. Ein sehr gescheiter ETH-Kollege hat einmal gemeint: „Die besten 15, 20, 25% der Studierenden brauchen uns eigentlich gar nicht. Die machen ihren Weg alleine und holen sich das benötigte Wissen von irgendwo selber. Am anderen Ende haben wir mindestens 25% der Studierenden, bei denen unsere Anstrengungen weitgehend nutzlos sind, weil sie das Ganze zwar irgendwie lernen, aber nicht wirklich begreifen. Und im Grunde genommen sind wir eigentlich nur für die Masse in der Mitte da“. Ich meine, dass seine Argumentation nicht ganz verkehrt ist.

4) Zur **Autonomie der Universitäten** habe ich ebenfalls eine differenzierte Meinung. Einerseits war ich immer und bin ich auch jetzt noch ihr Befürworter: Entscheidungen können am Ort des Geschehens und in Kenntnis der Umstände und Randbedingungen, viel besser, schneller und mit geringerem Aufwand getroffen werden. Ich meine aber, dass die Universitätsadministration insgesamt (d.h. Universitäten plus Ministerium) nicht wirklich schlanker geworden ist. Im eigenen Wirkungsbereich sind die Universitäten in administrativer Hinsicht keineswegs als asketisch zu bezeichnen. Es wurden administrative Strukturen aufgezogen bzw. man hat gestattet, dass sie sich ergeben, die uns unnötigerweise schwerfällig machen. Im Spannungsfeld zwischen Rektorat und Senat wurden bei uns gesetzliche Vorschriften im eigenen Wirkungsbereich zusätzlich und unnötigerweise verkompliziert (z.B. bei den Abläufen zur Berufung von Professoren, bei Prüfungsan- und -abmeldungen u.a.m.). Hier sollte man das Einsehen und die Kraft zu einer Bereinigung finden. Und man sollte direkte Informationskanäle und Beratungswege, den Vorteil der Kleinheit und Überschaubarkeit nützen und nicht versuchen, das formale System der ehemaligen Ministerialbürokratie nachzuspielen.

Ich komme zum Schluss: In der Meinung der Universitätsangehörigen sind die Universitäten schon oft kurz vor dem Ruin gestanden. Das war 1979 so, als ich aus der Schweiz zurückgekommen und in die „Firnberg-Universität“ mit ihrer extensiven „Mitbestimmung“ und Drittels-Parität (Gremien je zu 1/3 aus Professoren, Mittelbau und Studierenden zusammengesetzt) eingetreten bin. Wir haben es überstanden, die verschiedenen Gruppen haben einen Modus gefunden, der eine vernünftige Zusammenarbeit ermöglicht hat. Ich halte auch unsere heutigen Universitäten nicht für verloren. Sie sind viel robuster, als sie selbst oft meinen und deshalb gar nicht leicht zu ruinieren.

Um sich unnötige Frustrationen zu ersparen, sollte vor allem die Politik aber nachdenklicher sein, was sie von den Universitäten erwartet und fordert, im Vergleich zu dem, was diese tatsächlich leisten können und welche Ressourcen sie dafür benötigen.

Das kann niemand allein und vom Schreibtisch aus erledigen. Dazu sind Gespräche zwischen reifen Menschen mit gutem Willen erforderlich. Wenn man anfänglich zu viele Personen an einen Tisch gebeten hat, dann sollte man zunächst ihre Kritik und ihre Vorstellungen anhören, dann arbeitsfähigere kleinere Gruppen bilden, die zu unterschiedlichen Schwerpunktthemen konkretere Konzepte und Maßnahmen ausarbeiten. Unsere derzeitige Wissenschaftsministerin Beatrix Karl halte ich für eine gescheite und durchsetzungsstarke Partnerin, mit der man in einen derartigen Entwicklungsprozess eintreten kann und soll.